

**Saskia
Winkelmann**

**HÖHEN
ANGST**

Roman verlag die brotsuppe

Saskia Winkelmann
HÖHENANGST

verlag die brotsuppe

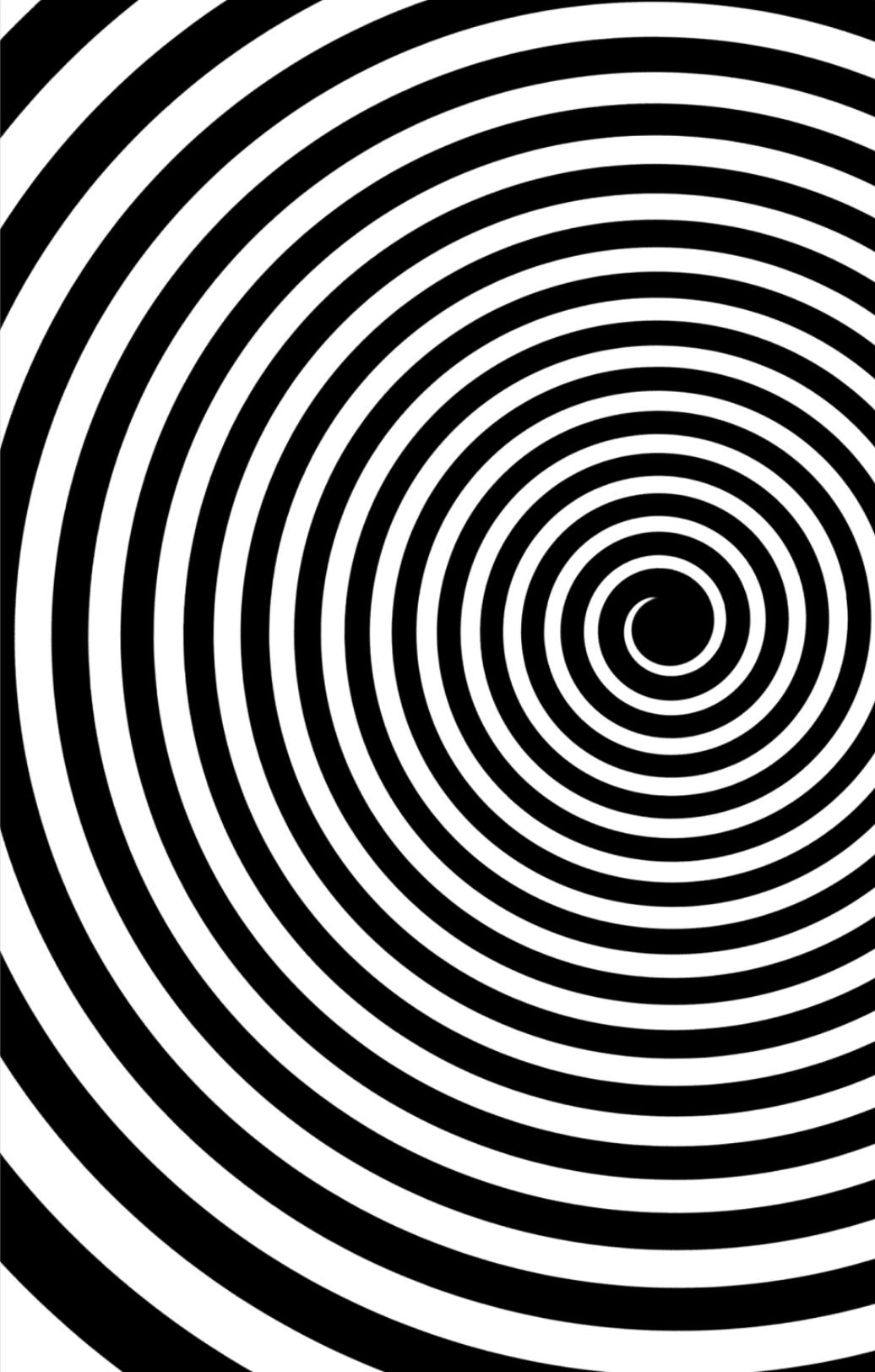


Saskia Winkelmann

HÖHENANGST

Roman

verlag die brotsuppe



Ich habe dich in einem Schwimmbad kennengelernt. Du konntest schwimmen wie ein Otter. Mein Lachen blieb stecken, wenn ich dich verloren hatte an das Becken, bis du nach einer Minute weit hinter oder vor mir wieder aufgetaucht bist. Ich spüre noch das Brennen von Chlorwasser an der Stelle im Hals, wo Mund und Nase zusammenkommen.

Ich habe dich auf einem Riesenrad kennengelernt. Du hast hinuntergespuckt und ich habe mich hinter meiner Zuckerratte versteckt, als du dich umgedreht und den winzigen Hund, fast eine Ratte, hochgehoben hast, der mit uns fuhr, und ihn unter dem Kreischen seiner Besitzerin am höchsten Punkt aus der Gondel gehalten und gelacht hast.

Ich habe dich beim Boxen kennengelernt. Du schlugst auf ein Polster ein, das jemand hielt, bis eine kam und dich festhalten musste.

Ich habe dich als Kind kennengelernt. Und niemand anderes hat dich gesehen, und ich wusste deinen Namen nicht. Du warst immer da, wenn ich allein war, wir waren Geschwister, du warst der einfallsreichste Mensch, den ich kannte.

Ich habe dich an einem Küchenfenster kennengelernt. Wo du geraucht und mich gefragt hast: Was denkst du? Und dann: Woran denkst du wirklich? Deine Anwesenheit machte mich übermütig und trinkfreudig.

Ich habe dich in einem Traum kennengelernt. Du wohntest im Zimmer nebenan. Du aßest nichts. Du warst

dünn wie ein Ast. Du sagtest nie etwas. Dein Gesicht wechselte den Ausdruck wie ein Diskolicht die Farben und du schriest in der Nacht.

Ich habe dich auf einer Toilette kennengelernt. Wo du mich mit Lippenpomade und Kaugummi versorgtest, als ich vor dem Spiegel versuchte, die verschmierte Wimperntusche von meinem Gesicht zu wischen.

Ich habe dich in der Schule kennengelernt. Weil du meine Bücher vollkritzeltest. Weil du von meinem Brötchen abbisest. Weil du dir Kleingeld liebst für Automatenkaffee.

Dein Kopf ist seltsam abgeknickt, als hätte ihn ein Riese bei dem Versuch, dein Ohr abzulecken, versehentlich zu fest in die Hände genommen. Wie es einem passiert, wenn man als Kind einen Käfer auf die Hand heben will und noch nicht erfahren hat, wie schnell ein Panzer nachgibt. Oder wie leicht ein Flügel reißt. Ich wische eine Ameise von deiner Wange. Sie fällt auf den Waldboden. Unter ihr tut sich ein schwarzes Loch auf, das sie verschluckt. Ich falle nicht hinein. Ich folge ihr nicht. Ich fange mich.

Deine Pupillen blicken in Richtung Morgensonne, deren Licht alles anstrahlt, was deinen Körper und mich umgibt. Ich muss die Augen zusammenkneifen. Dich blendet sie nicht. Ich beginne, dich mit nassem Laub zu bedecken. Es leuchtet. Zum Schluss schaue ich in dein Gesicht. Es ist nicht mehr schön. Ich bekomme ein Gefühl für das Wort Seele. Es formt ein seltsam glasiges Gebilde zwischen den braunen Blättern. Fasziniert beobachte ich, wie es anschwillt. Vergesse dich für einen Augenblick. Ich vergesse, wozu Worte da sind. Ich sehe alles. Ich sehe alle Worte, die ich kenne, für einen kurzen Moment vor mir, sie verbinden sich immer wieder neu und zerfallen in ihre Einzelteile. Die Sonne steigt höher und ich kann mich nicht bewegen.

Früher hatte ich ein Terrarium. Darin lebten zwei Wüstenmäuse. Als an einem Morgen die eine tot darin lag, ist die andere darüber und daran vorbei gelaufen. Sie hat die Tote behandelt wie alles andere, was herumlag. Sie hat gewusst, dass da keine Maus mehr drin ist in dem Körper, ist weitergelaufen, ohne an diesem Bündel aus Fell, Knochen, Fleisch zu schnüffeln.

Wenn jemand gestorben ist, dann heiße das, jemand habe nie gelebt, hast du einmal gesagt.

Ich würde dich jetzt gern anrufen. Ich nehme mein Telefon aus der Tasche, suche deinen Namen. Es klingelt unter den Blättern.

Du gehst nicht ran. Ich bedecke dich weiter mit Laub; auf deine Augen lege ich es, auf deine Nase, auf dein dunkelbraunes Haar. Ich nehme einen großen Ast und lege ihn darüber. Du bist nicht mehr da. Ich stehe auf, lasse dich hinter mir zurück. Ich verändere mein Tempo nicht. In mir wächst Wärme zu einer weichen Kugel. Ich stelle mir vor, wie du dich da hineinlegen würdest, ein Nest in meinem Körper, in das du dich kuscheln könntest wie eine junge Maus noch ohne Haare. Es erscheint mir möglich, dass wir zu zweit in einem Körper leben, dass du in einem Teil von mir haust. Ich ziehe etwas Rotz hoch, der mir aus der Nase auf die Oberlippe läuft.

Mein Atem bildet Wolken. Der Ball hinter meinem Nabel wird größer, er drückt meine Organe an die Bauchdecke. Das tut weh. Ich muss mich übergeben, und als ich wieder aufschau, sehe ich einen Hagebuttenzweig, dessen Beeren bis in die Stadt zu sehen sein müssen, so rot sind sie. Der Ball wird kleiner, lässt wieder Luft in meine Lunge, und ich lege mich ins Gras, schaue mir einige Stunden lang die Wolken an. Jeder einzelne Regentropfen enthält alle Farben. Es ist ein perfekter Moment.

Dann renne ich.

Ich renne und Regen schlägt mir ins Gesicht. Die Tropfen dringen durch den Jackenkragen, das Wasser rinnt bis zu meinem Brustkorb, in meinen Bauchnabel und weicht die Fussel darin auf. Ich kann mich nicht erinnern, wann es angefangen hat zu regnen. Als ich die große Brücke erreiche, bin ich nass, ist mir heiß; ich habe den ganzen Weg hierhin nicht angehalten. Wenn der Himmel klar wäre, würde man rechts, da, hinter der Stadt, die Berge sehen. Fast das ganze Jahr über sind sie schneebedeckt. Ich drehe den Kopf, die Wirbel knirschen, dann knackt es so laut, dass es alle aufwecken müsste, die rundherum in den Häusern noch schlafen. Die Gipfel, sie sind so schön – weit genug weg, um sie zu vergessen,

nah genug, um sich immer davon überraschen zu lassen, wenn der Blick daran hängen bleibt. Ich bleibe stehen. Ich schaue genauer. So wie wir es geübt haben: alles zum ersten Mal sehen. Die Berge haben Gesichter, sie schauen mich an, kommen näher. Sie starren zurück. Sie sind nicht mehr schön. Täusche ich mich, oder liegt dort im Schnee ein pelziges Tier? Und warum kann ich das von hier aus sehen? Mit großer Anstrengung drehe ich meinen Kopf in die andere Richtung, schwinde meinen Blick wie eine Kamera nach links, wo das Krankenhaus steht. Kurz zögere ich, dann gehe ich die vierundsechzig Stufen hinunter zum Botanischen Garten. Ich spüre, wie das Wattegefühl, das mich für Stunden ausgefüllt und umgeben hat, schwächer wird, meine Glieder werden schwerer. Das leise Rauschen des Flusses und das Prasseln der Tropfen auf seiner Oberfläche massieren meine Trommelfelle und flüstern, dass alles gut wird. Da steht ein Gärtner und gießt oder gräbt oder stutzt wortlos vor sich hin, ich umgehe ihn geschickt.

Der Botanische Garten ist wie eine Bibliothek. Es ist still hier. Alle, die ihn betreten, flüstern. Die Menschen, selbst die lauten, bewegen sich, als wollten sie etwas Schlafendes nicht aufwecken. Meistens ist niemand da.

Dann endlich: das Mittelmeerhaus. Es gleicht von außen einem einfachen Gewächshaus. Es steht neben dem Steppenhaus und dem Orchideenhaus und hinter dem Tropenhaus. Das Mittelmeerhaus ist wie die Vorstellung eines Traumes. Durch milchige Wände abgeschlossen und ausgeschlossen und geschützt vor der restlichen Welt und doch verwandt mit ihr. Die Jahreszeiten im Mittelmeerhaus verlaufen anders. Wenn es Frühling ist draußen, ist drinnen schon Sommer und im Winter ist es erst noch Herbst und dann gleich schon wieder Frühling. Im Sommer ist es unerträglich heiß. Ich habe keine Ahnung von Pflanzen, aber es ist angenehm, mich mit ihnen zu umgeben.

Der Feigenbaum im Mittelmeerhaus, der wartet nicht auf mich. An ihm hängen Feigen wie Hodensäcke und Blätter wie Handteller. Früchte beruhigen mich. Sie bedeuten, dass es Dinge gibt, die passieren können ohne Menschen, Dinge die es vorher gegeben hat und die es nachher geben wird.

Ich liege unter einem Feigenbaum in einem Glashaus. Ich war lange nicht da. Wenn ich nicht da bin, stelle ich mir vor, atmet das Mittelmeerhaus auf, oder es verschwindet. Vor dir habe ich diesen Ort gebraucht. Nach dir werde ich diesen Ort wieder brauchen.

Es tut irgendwo in mir sehr weh.

Ich fühle nochmals in meinem Bauch nach. Der Ball ist fast weg. Jetzt ist Leere. Die war gestern noch nicht da. Gestern war Wut, dicht und laut. *Leere ist auch ein Gefühl.* Hast du das gesagt?

Als du in unsere Klasse kamst, wussten alle, dass du versucht hattest, dir die Unterarme aufzuschneiden. Aber irgendwer habe dich gefunden. Darum seist du nicht gestorben. Ich weiß noch genau, wie ich mich fühlte, als jemand aus meiner Klasse gesagt hatte: Jemand aus der Zwölften hat sich aufgeschlitzt. Ich war seltsam aufgeputscht. Ich konnte nicht aufhören, daran zu denken. Ich stellte mir einen Säbel vor, ein einsames Feld, einen kühlen Wind, wallenden weißen Stoff, und dann Blut und Kornblumen. Es hat dich zu jemandem über uns gemacht. Und damit zu jemandem außerhalb von uns. Die Geschichte hat sich auf dem Schulhausplatz ausgebreitet wie Gas, bis in die Klassenzimmer, bis in den Biologiekeller, bis in die Dachräume, wo die großen Zeichentische standen. Die meisten hatten dich noch nie gesehen, aber die Geschichte war aufregend. Sonst passierte nie etwas. Dann wurde es Winter, dann kam ein neues Jahr, Zwischenprüfungen, und als man dich und deinen vermeintlichen Tod schon vergessen hatte, hörte

ich jemanden sagen, dass sie nach den Ferien zurückkomme, sie, die sich umgebracht habe. Sie habe sich überlebt.

Du hast dich überlebt.

Das ist Johanna. So wurdest du uns vorgestellt.

Einfach Jo, hast du gesagt. Ohne Hanna.

Das war alles.

Du bist in unserer Klasse nicht weiter aufgefallen. Alle haben dich gemieden. Du hast mit niemandem und niemand hat mit dir geredet. Was sollte man schon sagen? Aber ich habe dich bewundert. Du seist eine Zeitbombe, habe ich gedacht; in deiner Nähe zu sein, ließ mich eine Verwegenheit spüren, die ich nie zuvor empfunden hatte. Die Klasse gewöhnte sich schnell an deine stille, aufrechte Anwesenheit am vordersten Pult. Während dem Unterricht habe ich auf deinen langen Rücken, auf den bleichen Nacken mit dem großen abstehenden Muttermal und auf deine dichten, kurzen Haare geschaut.

Als wir das erste Mal zusammen sprechen, sind die Schulzimmer überheizt, drinnen ist die Luft trocken, draußen feucht, grau und kalt, meine Augen jucken dauernd. Nebel macht mein Denken porös und brüchig. Ich bin nicht richtig da. Ich bin nicht ich selbst. Ich bin es, zuge-

geben, noch nie gewesen. Mir ist schlecht und langweilig. Du wirst später zu mir sagen, dass die Ungerichtetheit – was die Langeweile ja sei – uns als etwas Unerträgliches erscheinen würde, aber die Zerstreung der Aufmerksamkeit, sei eigentlich Widerstand gegen die Welt, in der wir lebten. Alle Sinne offen. Überall sein.

Unser Lehrer sagt, dass wir uns jemanden für die nächste Aufgabe suchen sollen, ich lege meine Stirn auf die kühle Oberfläche des Pults und spüre es pulsieren.

Jemand setzt sich ungefragt neben mich. Und bleibt. Ich rege mich nicht.

Machen wir das zusammen?, fragst du.

Deine Stimme ist mir so vertraut, als würde ich sie ein Leben lang kennen.

Ich nicke. Ich schaue auf, direkt in dein Gesicht. Ich kann es nicht lesen. Du blinzelst immer dann, wenn ich denke, jetzt wüsste ich etwas über dich, und deine Augen wechseln die Farbe. Ich könnte aufgeregt sein, hege eine ganze Menge verwirrender Gefühle für dich, ich schaue dir zu, wie du das Englischbuch aufschlägst und nach Seite Zweiundfünfzig suchst. Dein Englisch ist besser als meins. Ich bin nicht bei der Sache, aber wir kommen schnell vorwärts. Ich bin so müde.

Ich schlafe schlecht. Ich grüble zu viel. Ich träume jede Nacht. Ich träume wirre Sachen. Gestern hat mich ein Schwan verfolgt, verschluckt und auf einem Hochhaus wieder ausgespuckt.

Ich verbringe meine Freizeit mit stundenlangem Schlendern, immer weiter durch die ganze kleine Stadt und zurück. Wenn es sehr kalt ist, nehme ich die dunkelgraue Softshelljacke meiner Mutter und ziehe den Mantel drüber. Sie hat eine Sammlung von Outdoorkleidern in verschiedenen Farben für alle Wetterlagen, obwohl sie nie draußen ist. Sie sagt nichts, wenn ich mich aus ihrem Schrank bediene, sie merkt es nicht einmal. Ich benutze auch ihr Shampoo, das nach Grapefruit und Kardamom riecht. Wenn es regnet, nehme ich die blaue Regenjacke und die dazu passende Regenhose. Es ist ein gutes Gefühl, nicht nass zu werden, sich gegen das Wetter durchzusetzen. Frei vom Denken sein, das ist Gehen. Ich bin stundenlang unterwegs und kann mich anschließend nur schwer daran erinnern, wo ich überall gewesen bin.

Ich habe blonde, lange Haare. Meine Haare mag ich. Sonst bin ich nicht besonders. Ich bin weder beliebt noch unbeliebt. Ich werde kaum gesehen und im besten Fall gemieden. Meine

Haut sei weich, sagt meine Mutter, wie die eines Babys. Ich wohne mit ihr in dem alten Haus, nahe am Fußballfeld, da, beim Waldrand.

Ich möchte in Tamer verliebt sein. Alle sind in jemanden verliebt. Also bin ich es auch, und Tamer ist ganz ok. Ich gebe mir große Mühe, verliebt zu sein. Ich denke so viel an Tamer, dass ich glaube, ich bin besessen. Ihn umgibt eine Ruhe, die den meisten Menschen, die ich kenne, fehlt. Darum habe ich ihm einen Schrein in meinem Kopf errichtet. Leider ist er letztes Jahr mit dem Gymnasium fertig geworden.

Manchmal finde ich mich in der Straße wieder, wo er wohnt.

Die Kontrolle zu verlieren, ist das Schlimmste.

Auch schlimm, aber viel weniger: die Zähne vergessen zu putzen und es erst in der Schule zu merken, in eine Nacktschnecke zu treten oder auch schlimm, wenn eine Erdbeere in der Kartonschale alle anderen Erdbeeren zum Schimmeln bringt.

Ich habe früher andauernd die Kontrolle verloren, aber es gibt einen Trick. Er geht so: Wenn der Kontrollverlust kommt, kann ich die Kraft, die mich packt, umleiten, in dem ich etwas mache, mit ganz viel Energie. In der zweiten Klasse habe ich so einmal einer Mitschülerin die

Nase gebrochen. Das war nicht gut. Später wurde daraus Kopf gegen Wand, Faust gegen Pult. Jetzt ist es besser. Bevor etwas aus mir hinausbricht, hinausplatzt, gehe ich ins Mittelmeerhaus. Und warte.

Das ist der Stand der Dinge, als du und ich das erste Mal zusammen sprechen.

Als es zur Mittagspause klingelt, schlage ich vor, zu Kebab King zu gehen. Du sagst: ja. Sonst hätte ich ein Sandwich in der Bäckerei hinter der Schule geholt und es bei den anderen gegessen; bei denen, die auch keine Ballspiele mögen und die ich abends manchmal treffe; sie sind in Ordnung. Oder ich hätte mich auf dem Klo eingeschlossen und auf mein Telefon gestarrt. Nun gehen wir schweigend nebeneinanderher. Das ist gut. Das ist angenehm. Eine Uhr schlägt zwölf. Wir kommen an einer Grabkerze vorbei, mit einem Kabelbinder an einen Laternenpfahl gebunden. Jemand bringt täglich frische Blumen und wechselt die Kerze. Die Flamme scheint gegen das fahle Tageslicht an, das durch die Wolken fällt. Immer wenn ich da vorbei gehe, weiß ich, dass ich lebe. Und dass einfach alles weitergeht, bis es zu Ende ist, und auch dann noch.

Ich würde nicht in der Öffentlichkeit sterben wollen, sagst du einfach so.

Ich antworte nicht, weil es darauf nichts zu sagen gibt, und beschleunige meine Schritte; wir sind fast stehen geblieben. Ich versuche, die Worte Tod und eingewiesen nicht zu denken. Bei Kebab King fragst du mich, ob ich dir etwas Geld leihen könne. Ich kann. Du nimmst auch den Falafel. Wir setzen uns auf eine Bank vor der Grundschule und starren auf den leeren, nassen Pausenplatz. Mit beiden Händen halten wir unsere gefüllten Fladenbrote und beißen gleichzeitig davon ab. Wir schauen dabei zu, wie sich eine Taube auf dem braungetretenen Rasen mit einem aufgeweichten Stück Brot herumschlägt. Sauce tropft auf unsere Jacken. Es ist kalt. Wir sind still und essen.

Danach drehst du eine Zigarette, da sehe ich die Narbe an deinem linken Handgelenk zum ersten Mal. Sie ist wulstig und sticht hell aus deiner Haut hervor. Ich starre fast sicher zu lange darauf. Dann frage ich, ohne nachzudenken – ich habe irgendwo gelesen, wie man es machen sollte –, warum du nicht der Länge nach geschnitten habest. Die Worte lassen sich nicht mehr zurück in meinen Mund stopfen. Kurz friert dein Körper ein, nur deine linke Augenbraue zuckt. Ich bin mir sicher: Gleich stehst du auf und gehst oder schlägst mich ins

Gesicht. Und irgendwas an diesem Augenblick, in dem wir schweigend und starr dasitzen, reißt mich aus der Dumpfheit, die mich umgeben hat. Wie wenn man aus Wasser auftaucht und wieder Luft bekommt, wieder hört, wieder sieht. Die Taube fliegt einen halben Meter hoch. Dann gibt sie auf, lässt uns ihre Beute vor die Füße fallen. Und da bewegst du dich. Du nimmst das Stück Brot behutsam in die Hand. Du zerreißt es und wirfst die Teile vor dich hin. Dann hebst du deine Schultern und lässt sie wieder sinken.

Du wüsstest es nicht mehr, sagst du. Dir fehle die Erinnerung an die Stunden davor und danach.

Ich glaube dir das nicht. Weil ich mich noch nie da befunden habe. Weil ich glaube, sich umzubringen, habe mit Klarheit zu tun. Das wäre doch das Erste, an das man sich erinnern würde, an diesen einen wahren Moment. So etwas müsste doch ab da für immer in jedem Schritt liegen, in jedem Atemzug, den man macht, denke ich.

Ich frage: Wird man dadurch irgendwie freier?

Ja, ein bisschen, antwortest du.

Meine Mutter war auch in einer Klinik, als ich vierzehn war, sage ich. Aber sie ist immer noch verrückt.